

Erscheint täglich

Ueber die Jugend und die ersten Anfänge Molières

desen 300. Geburtstag die Welt am 15. Januar gedenkt, macht Max J. Wolff in seiner verdienstvollen bei E. P. Wed., München, erschienenen Molière-Biographie sehr interessante Mitteilungen. Das Geburtsjahr Molières, der eigentlich Poquevin hieß, ist längst niedergedrückt, doch besitzen wir alte Beschreibungen, aus denen wir uns ein ungefähres Bild von dem Aussehen des Säuglings machen können. „Der Eschweiler“, so hieß er bei M. J. Wolff, hielten alle an Holz geschnittenen Dragenbamb, an dem mehrere Affen hinaufkletterten. Es hieß deshalb der papillon des fings, das Haus zu den Affen. Der Affe ist das Emblem der komischen Nachahmung. Als Molière sich später ein Wappengab, wählte er dazu zwei Affen, von denen der eine einen Spiegel, der andere eine Theatermaske trägt. Vielleicht lag darin eine Erinnerung an das Haus seiner Jugend, auf jeden Fall erscheint der gekrümmte Pfeiler wie eine Art Vorbedeutung für die spätere Laufbahn des jungen Poquevin. Schon frühzeitig muß die Luft am Theater bei dem kleinen Jean Baptiste erwaht sein. Der Großvater Creffé soll ein begabter Forscher der dramatischen Kunst gewesen sein. Das ist wohl möglich, denn wie wir wissen, schwärmten gerade die einfachen Bürgerkreise für die Komödie. Angesichts nahm er seinen Lieblingskelch häufig zu den Darstellungen mit, zu dem Entzücken des Vaters Poquevin, der die Kunstliebe nicht teilte und empört protestierte: „Sie wollen wohl einen Schaulpfeiler aus dem Jungen machen?“ Der Großvater soll geantwortet haben: „Wollte Gott, er würde einer wie Bellerose“. Bellerose war der Feldenspieler des Hotel de Bourgogne und entschiede damals die Pariser in der patriotischen Zeit der Carnavaleschen Dramen. Molière aber sollte noch verschiedene Erfahrungen durchmachen, ehe er selbst auf die Bretter kam. Nach dem Willen seines Vaters, des Hofkapellmeisters Jean Poquevin, mußte er das Lazepiererkonzept erlernen. Doch ist unangenehm, daß der genaue Anlaß sehr bald keine Neigung für das alltägliche Handwerk verleierte, und daß seine Begabung auch den Vater überzeugte, er sei zu etwas Höherem bestimmt. Er durfte sich der Philosophie, und der Rechtswissenschaft widmen und schloß seine Studien mit einem juristischen Examen ab. „Daß der junge Mann“, so berichtet weiter Max J. Wolff, auch an der trockenen Wissenschaft keine Freude fand, kann nicht Wunder nehmen. ... Der Drang zur Bühne wurde immer mächtiger, nach einer allerdings fragwürdigen Annahme trat er so gewaltig auf, daß der Väterling selbst bereit war, bei dem Gauffeur Orsican eine Rolle und wenn es die schlechteste wäre, zu spielen. Daß der Vater dies Treiben seines Sohnes mit Entsetzen sah, ist wohl als begrifflich. Man mußte der ungeratene Jean Baptiste eben in den Lazepiererkolben, auf ein neues Experiment wollte sich der alte Poquevin gewiß nicht einlassen. ... Am 6. Januar 1643 aber erklärte Jean Baptiste seinem Vater, daß er auf die Anwartschaft auf die Hofkapellmeisterstelle verzichte und zugleich erziele er ihm eine Quittung über den Betrag von 630 Louis, die er zu einem bestimmten, bekannten Zweck empfangen zu haben behauptet. Dieser bekannte Zweck war die Begründung eines Theaters. Mit höchster Entzückung nahm der Vater den Entschluß des Jünglings auf. Sein Sohn, das Kind ehrbarer Bürgerseute, ein studierter junger Mann und fertiger Advokat, wollte unter die Komödianten gehn! Das war eine niedersetzende Offenbarung. Es wird dann auch erzählt, er habe alles aufgegeben, um ihn von diesem entsetzlichen Schritte zurückzuführen, selbst hinter einen kleiner ehemaligen Schullehrer habe er sich gestellt. Doch mit so wenig Erfolg, daß dieser, statt den ungeratenen Jüngling zu bekehren, von dessen Kunstbegierung hingerissen wurde und sich selber dem genannten Unternehmen angeschlossen. Wie aber kam nun Jean Baptiste Poquevin zu dem Namen Molière? Auch darüber berichtet Max J. Wolff in seiner

Biographie. „Es gab einen Dichter François de Molière, dessen Romane sich damals einer gewissen Beliebtheit erfreuten, auch einen königlichen Balletmeister und Musiker Louis de Molière, dessen Name wie der des großen Komikers ausgesprochen und häufig auch geschrieben wurde. Aber zu beiden Männern doch Jean Baptiste keine nachweisbaren Beziehungen. Im Gegenteil, wenn diese von dem neuen Namensvetter überhaupt Kunde erhielten, so waren sie gewiß empört, daß ein kleiner, unbekannter Komödiant es wagte, ihren gänzlich Namen auf die Bretter zu schleppen. Nach einer Vermutung soll die neue Benennung der Kneipname des Dichters gewesen sein, den er ihm dem trunksüchtigen Kreise Chapeliers führte. Einen Beweis gibt es dafür nicht, aber wie dem auch sei, Jean Baptiste Poquevin hat den Namen Molière zu Ehren gebracht.“

Das geheime Waffenlager.

Dieser Tage wurde von Kriminalbeamten eine Durchsuchung des Turmes der Herz-Jesu-Kirche in H. d. d. nach Waffen vorgenommen. Tatsächlich entdeckte man denn auch hoch oben bei den Giebeln das geheime Lager, 60 Gewehre und einen Haufen Handgranaten. Doch als die Herren Kriminalbeamten zur Beschlagnahme des Kriegsgeräts schreiten wollten, entpuppten sich die scheinlichen Wordinstrumente als hölzerne Flinten, mit denen früherer Zugsdeutschland spielte, und die Handgranaten waren harmlose Holzkeulen, wie sie von Turnern benutzt werden.

Nun hat der Franzmann völlig Recht. Wenn er sich häufig damit brüsst. Der Deutsche sei noch immer schlecht. Weil stets er im Geheimen rüftet. In Hörde hat man jetzt entdeckt Ein großes Waffenmagazin; In einem Kistrum war's versteckt; Da schlug doch einer lang gleich hin! Kannst Mischel du dich denn nicht zähmen? Müht stets du denn den Frieden führen? Fürwahr, du solltest dich doch schämen! Du nannst die alte Schuld nicht löshen Und rüfdest dich erneut zum Streite Mit „Holzgewehr“ und „hölzern“ Keulen? Mit Mischel, das geht doch in's Weite! Mir scheint, du bist nicht mehr zu heilen. Wenn Frankreich nun erneut läßt Sturm Dann heft du selber an der Wurzel. Mit dem geheimen „Waffenrum“ Haft du das Friedenswort vernichtet. Das Frankreich's „Friedenslieb“ dir schuf Um dich in's Gleichgewicht zu bringen; Nun schneidest du den eignen Fuß Mit lo den hinterlistigen Dingen. Mein Mischel, mit dir ist's zum Heulen, Ja, fast wahrhaftig könnt' man werden, Daß du mit solchen hölzern Keulen Und mit den dummen Holzgewehren Auf's Neue dich zum Streite rüfdest! Das trägt nicht bei zu deinen Tret: Drum müßtest Mischel du — ja müßtest — Mit Holzgewehr'n erschossen werden.

H. Brummel.

Die Gans.

Groteske von Dr. Max Hirschedl.

(Nachdruck verboten.)

Die ungeheure Steigerung der Lebensmittelpreise veranlaßte mich, einen Artikel zu schreiben, in welchem ich ein durchgreifendes Mittel zur Abhilfe empfahl: Allgemeiner Hunger! Der Herausgeber des „Morgen Anzeigers“, der gerade aus Herzberge zurückgekehrt war, nahm den Artikel an und sandte mir dafür hundert Mark Honorar. Günstig befand ich, mit diesem Gelde einen Besuch meiner Frau zu erfüllen und eine Fettsans zu kaufen. (Sie sollte nämlich, mit der Gans unsere Familie so fett zu machen, daß unser körperlicher Fettsortrat dann den Winter über reichen würde.)

Ich ging also auf einen Laden zu, in dessen Schaufenster appetitliche Fettsans lagen. „Von 1—4 geschlossen!“ stand an der Ladenür. Ich sah nach der Uhr: 3/4. Also trat ich ein, niemand war im Laden. Ich räusperte mich, niemand ließ sich blicken — ja doch, eine Kundin trat ein, welche auf mich zuging und in borniertem Ton fragte:

„Was kostet die größte Gans dort im Fenster?“ „Ja“, erwiderte ich verlegen, „hundert bis zweihundert Mark wird sie wohl kosten.“ „Ach was“, sagte sie, „ich möchte es ganz bestimmt wissen. Also wieder!“

„Gnädige Frau —“, nehmten Sie die Gans und wiegen Sie sie ab!“

„Ich weiß nicht, ob —“

„Danken Sie mich nicht lange auf! Denken Sie, ich habe meine Zeit gelöhnt. Nahe, wiegen Sie die Gans ab!“

„Ich wäutreten war so drohend, daß ich mich einschüchtern ließ. Ich ergab mich schließlich der Gans, legte sie auf die eine Waagschale und ein paar Gewicht auf die andere.“

„Mit Gewichten habe ich nie recht Bekleid gewußt. Aber ich hantierte drauflos und sagte schließlich aufs Geratewohl: „Hundertfünfzig Pfund!“

Die Dame sah mich sehr erstaunt an, fragte aber wieder Erwarren ganz laut:

„Und wie rechnet Sie das Pfund?“

„Aufrechtig gesagt, ich rechte es überhaupt nicht. Ich bin nämlich —“

„Sie sind wohl ein ganz Neuer?“ unterbrach sie mich selbstig. „Sie hätten vielleicht besser getan, einen anderen Beruf zu erlernen.“

„In der Tat!“ rief ich erleichtert. „Das habe ich auch getan. Ich bin nämlich ein Mann der Feder —“

„Bettfedernhandlung, nicht wahr? — Also dazu brauchen Sie die vielen Gänse!“

„Holloh!“ rief der Besitzer des Ladens, verstört die Gans auf der Waagschale bemerkend, „was machen Sie denn da?“

„Dieser Mann da“, sagte die Dame, „wollte mich die Gans verkaufen; er stellt sich aber riesig ungeschickt dar. Wenn es der Angeheller ist, entlassen Sie ihn auf der Stelle. Sie würden mit einem Gefallen damit tun.“

„Ein Fettsans ist er!“ rief der Gänsefresser. „Es wäut hier ein Mißverständnis ob“, warf ich beiseiteben ein. „Ich —“

„Sieh Sie sich. Ich gehe nachher mit Ihnen zur Polizei.“ Dann wandte er sich der Dame zu, welche nun die Gänse bei ihm zu teuer fand, und mit einem wütenden Seitenblick auf mich den Laden verließ.

Die nun folgende Auseinandersetzung zwischen dem Ladenbesitzer und mir verlief um so friedlicher, als ich ihm wirklich eine Gans für hundert Mark abkaufte.

Ich fürchte nur, mit dem Fett werden wir nicht den Winter über durchhalten.

Die verhezte Stadt.

Eine heitere Stühbengeschichte von Karl Ettlinger.

Nachdruck verboten.

13. Fortsetzung.

Auf der ersten Innentage in groben laubernen Leitern der Ziel wiederholt, „Mein Zaegelus!“ Edward Schintraut schlug das Seil auf. Darunter lag eingeklamert und in kleineren Buchstaben „Aus dem Leben eines Gleichgültigen.“ Edward stuchte einen Augenblick. Sollte das bedeuten: eines Menschen, der der Menschheit gleichgültig sein kann, oder eher der Sinn: eines Menschen, dem alles gleichgültig geworden ist? „Hätte ich nur was zu puffen! Lesen ohne rauchen — zu dummt!“ „Um, da auf dem Tisch liegt eine Tabassschachtel. Ob ich —“ „Er trete die Hand danach aus, sag sie aber wieder zurück. „Ebi, das wäre Diebstahl!“ „Ach was, Unfirt! Herz hat ein dreißigköpfiges Hausgehör, und ich solle mich einmal mit einer Pfeife Tabak schlaflos halten dürfen? Wäre ja noch schöner!“ Er klopfte sich die Pfeife, sandete an, tat einen Zug. „Ausgesagtes Rauch raucht der Bagabund. Na ja, Spieltüben können sich's leisten.“ Und er begann zu lesen. Ich beginne dieses Tagebuch an meinem dreißigsten Geburtstag. Ein Alter, in dem ich für die meisten Männer die Schluß des Lebens erst öffnen. Ich aber habe mit dem Leben abgeschlossen. Was grobartig das Unfirt! Aber ich sage es ohne jedes Pathos. Mein Leben hat einen Anz, unheilbar. Vorgang muß der Mensch von Kind auf zur Selbständigkeit erogen werden, — mir hat das Schicksal einen Zug in den Rücken gegeben, daß ich trauemlich, hüftel, und meine Seele gefährlich verkehrt wurde. Seitdem bin ich frei. Möglicherweise ist das auch eine dumme Ausrufe dort nicht selbst, die ich mein beaumes Gemissen zurecht lege, — damals, als ich noch ein Kind war. Vielleicht war irgend einer meiner Vorfahren ein Arbeitermann, und die es Gebürt kommt nun plötzlich bei mir wieder zum Vorschein, nachdem es so und so viele Generationen überprüngen hat? Ich weiß es nicht, und es ist auch gleichgültig.

Die Namen meiner Eltern und meinen Geburtsort verschweige ich. Ich will Ihnen die Schande nicht antun, sie zu nennen. Ich sie die Mühsüßigkeiten verlohnen? Ich glaube nein. Sie haben mich, als ich zum ersten Male vom Gericht beurteilt wurde, aufgegeben: „Du bist unser Sohn nicht mehr!“ Das hätten sie nicht tun dürfen. Wenn ich einen Sohn hätte, ich würde für ihn der ganzen Welt trocken. Ich würde wieder mit ihm zu runde gehen, als obne ihn glücklich sein! (Was ist das, glücklich sein?) Aber ich schäme mich in diesem antipensierten Europa die Stimme des Vaters erlöst. Kultur nennt man das, wenn ich nicht irre. Eine kulturelle Hundemutter ist mir lieber als viele Fortpflanzungssuppen der „Guten Gesellschaft.“ Ich habe dieses Wort eine zeitlang gehöhrt, jetzt verlange ich es. Der paragonisierte Tarif der Wohlstandigkeit, nach dem sich die Menschen einmischen pflegen, ist für mein Gefühl von der Welt nicht zu Rom. „Sind Sie vorbestraft?“ rief mich in Gottha der Richter. „Dank der Nachfrage!“ antwortete ich. „Sind Sie aber das heftig auf; ich habe Ihre vor meiner Verhaftung einem hungernden Kind ein Mittagessen besetzt.“ Und ich bekam für diese Antwort eine Ordnungstrafe wegen ungebührlichen Benehmens vor Gericht. Aber ich habe mich in die Disposition schreibe. Das tut nichts. Ich komme zum Hundertsten ins Tausendte. Ich will der Reihe nach erzählen. Ich habe das Gymnasium besucht und war ein guter Schüler; was allerdings mehr meiner Intelligenz als meinem Fleiß zu verdanken war. Mich interessierte das meiste von dem, was man uns einpaukte. Oft halte ich das Gefühl, dies oder jenes weit besser zu wissen als der Lehrer, und dieses Gefühl war berechtigt. Mein Vater, ein mehrschäftiger Mann, war zu rufen, wenn ich gute Zeugnisse heimbrachte, um meine festigen Studien mir zu fümmern, hatte er keine Zeit. Noch weniger Zeit hatte für mich meine Mutter, eine Dame der großen Gesellschaft. Sie war schön, und ihre Hauptrolle war, es bis zur Verwehung zu bleiben. Toilettenpflege und Rosmetill genügten ihrem Spagengehörn als geistige Nahrung. Wenn ich an meine Mutter denke, so verbindet sich mit dieser Erinnerung die Vorstellung von tiefausgeschnittenen, prunkvollen Kleidern, hunderten Brillen, rauschender Schweiß, schmalen Beinen und erhabtem Schand. Sagen kann ich mich beim besten Willen nicht entsinnen, daß sie jemals mir ein Märchen erzählt hätte, oder daß ich mich jemals an ihrer Brust ausgehört hätte.

Ich sah meine Eltern fast nur bei Tisch. Da stritten sie oft miteinander. Papa fand stets, daß meine Mutter zu viel Geld ausgäbe. „Ich schufte mich von früh bis in die Nacht ab, aber ich weiß bald nicht mehr, wo ich das Geld hernehme los!“ Dann antwortete meine Mutter: „Du hättest halt eine hausübene Küchentrine betreten sollen, die wäre das Richtige für dich gewesen!“ Eine Erinnerung ist mir unangenehm. Ich kam abends vom Spielplatz nach Hause und fand meine Mutter im Salon heilig weinend. „Ich hätte die hiesige, falsche Frau noch nie so gesehen, und ich war so erschüttert von dem Anblick, daß ich um ein Haar fast mitbeisehlt hätte.“ Besuchant trat ich an sie heran, sagte ihre Hand und trauete befragt: „Mutter, was ist dir denn?“ „Auf, du halt eine schmutzige Nase!“ schrie sie auf und ließ mich, wie angeekelt, zurück. Ich weiß heute noch, daß ich tiefbedürftig war und damals eine schmutzige Nase für das todbürdigste aller Verbrechen hielt. Aber meine Mutter sog mich gleich darauf an sich und flüsterte: „Wenn Papa dich fragt, so sagst du, ich wäre heute Wittig zwischen mir und halb fünf Uhr auf dem Spielplatz gewesen, und hätte mich ausgelesen!“ Beim Abendessen brachen die Eltern kein Wort miteinander. Da lachte ich: „Du Papa, Mutter war heute Wittig zwischen vier und halb fünf Uhr auf dem Spielplatz und hat uns zugehört.“ Mein Vater sah mich erschrocken an, legte die Gabel aus der Hand und lagte nach einer langen Pause tieftraurig: „Armer Junge!“ Damals verstand ich den Zusammenhang nicht; es war mir unklar, weshalb mich meine Mutter zu dieser Unwohlheit verleitet hatte, ich erkannte nur, daß mein Vater sie nicht glaubte und wohl durchschaute, wer mir die Flugs in den Mund gelegt hatte. Seute, indem ich dies niederschreibe, kann ich mir allerlei dabei denken, aber ich will es nicht zu Papier bringen. Es war das einzige Mal, daß ich das Vaterliche Kopfen fühlte, damals, als Papa mich so traurig ansah und sagte: „Armer Junge!“ Edward Schintraut überließ ein paar Seiten und las weiter: „Etwas in meinem zehnten Jahre nach mit Onkel Vater, der Bruder meines Vaters, in den Zoltritus mit.“

